

Die stadtbernische Ferienversorgung erholungsbedürftiger Schulkinder : 1879-1904

Autor(en): **Mürset, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für
Schulgesundheitspflege = Annales de la Société Suisse d'Hygiène
Scolaire**

Band (Jahr): **5 (1904)**

PDF erstellt am: **17.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-90973>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

4. Die stadtbernerische Ferienversorgung erholungsbedürftiger Schulkinder. 1879—1904.

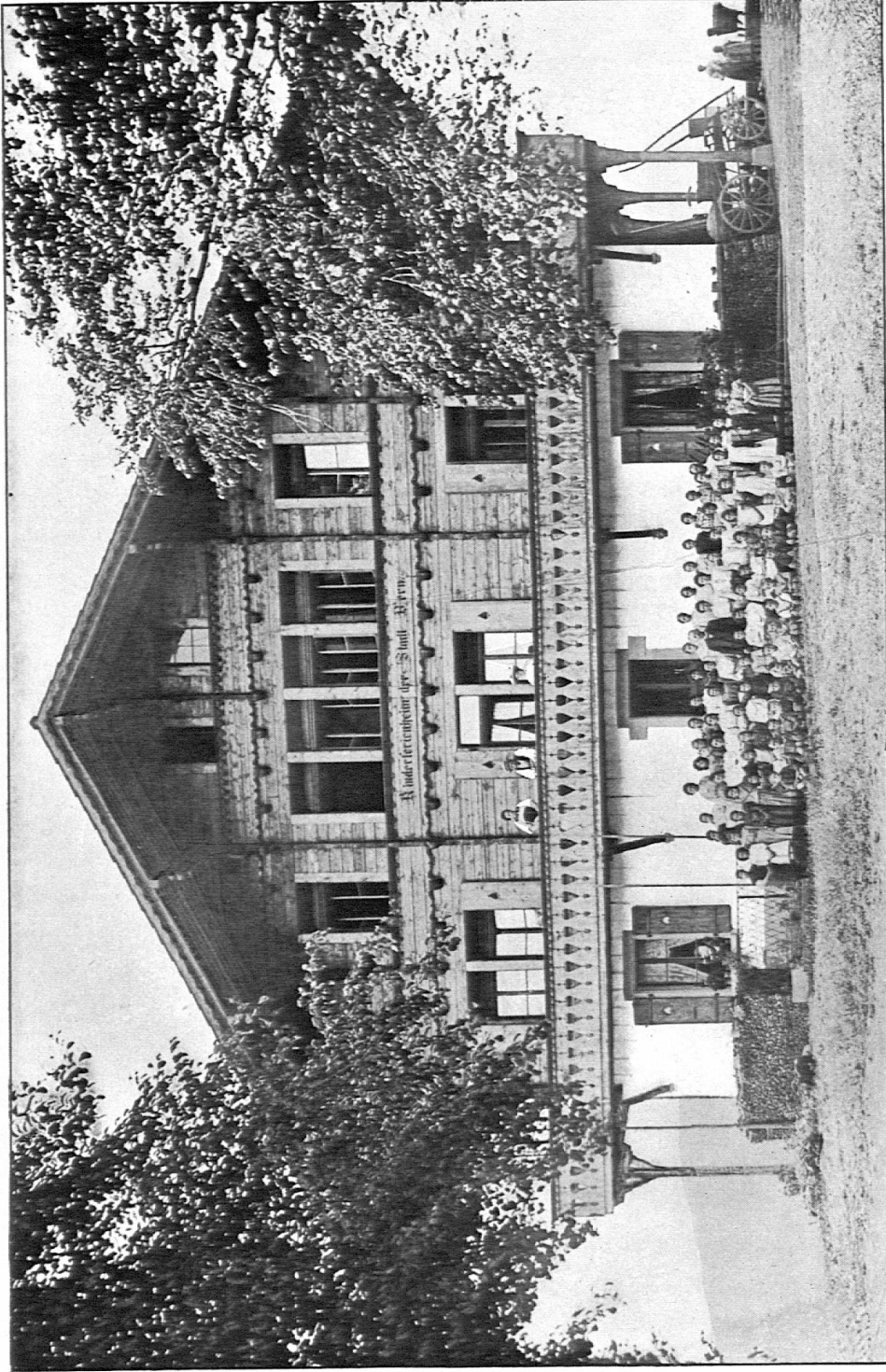
*Von Hans Mürset,
Lehrer in Bern.*

Zum 26. Male schickt die Stadt Bern ihre ärmsten und schwächlichen Kinder an die waldigen Abhänge des Längenbergs, wo sie bei frischer Luft und gesunder Kost erstarren können. Ein Vierteljahrhundert hat nun in Bern das Werk der Ferienversorgung bestanden, und dieser Anlass rechtfertigt es, die bei diesem Werke gemachten Erfahrungen zu Nutz und Frommen der Mit- und Nachwelt in kurzen Zügen zusammenzustellen.

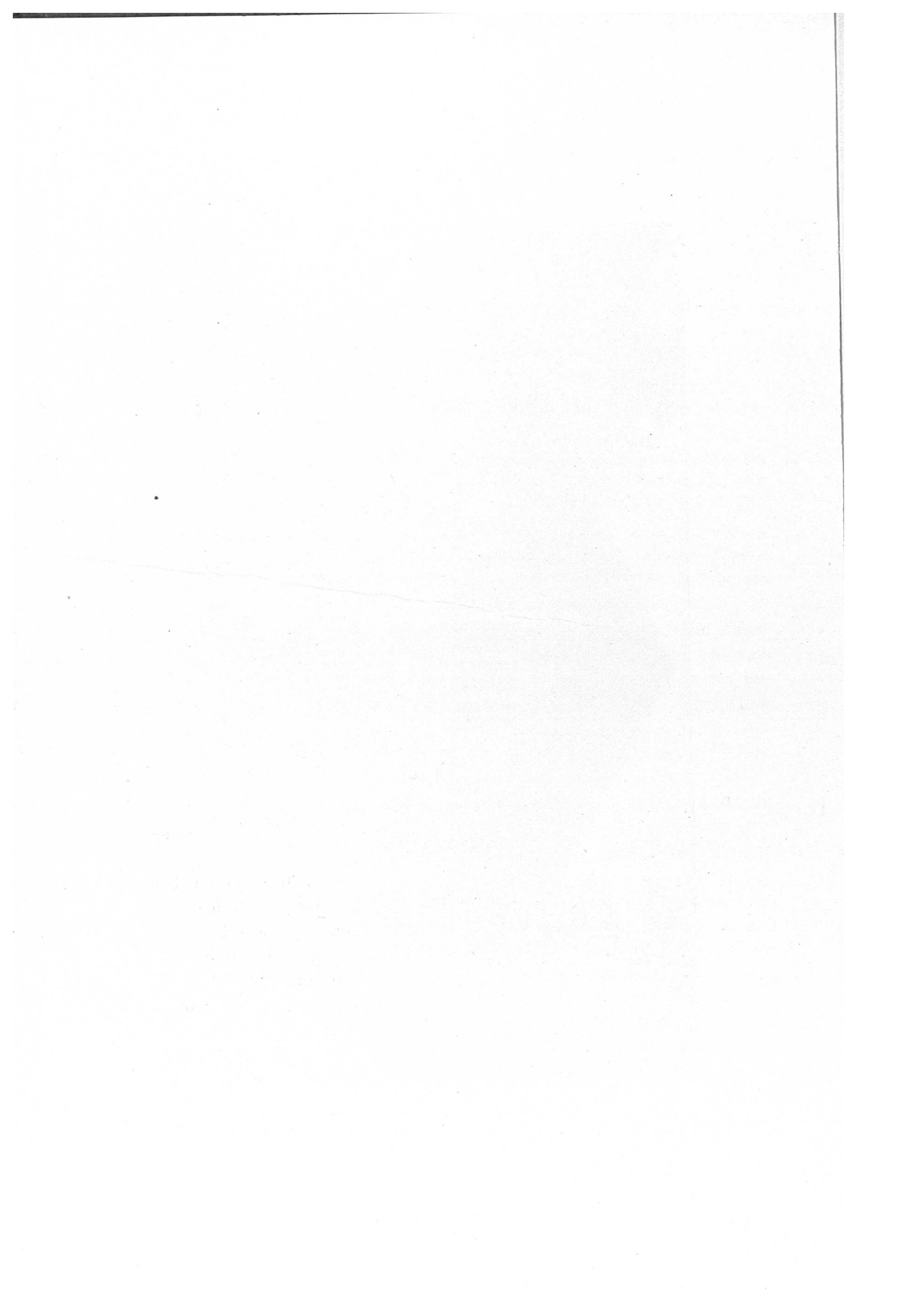
Nachdem die von Pfarrer Bion gemachte Anregung im Jahre 1876 in Zürich und 1878 in Basel zur Ausführung gekommen war, folgte Bern im Jahre 1879 nach. Der Anfang war freilich ein bescheidener; aber die menschenfreundliche Idee fand soviel Sympathie und Unterstützung bei der Bevölkerung, dass das Werk nicht nur Boden fasste und bestehen blieb, sondern dass es im Laufe der Jahre fast die zehnfache Ausdehnung gewonnen hat.

Die Unternehmung stellte sich von Anfang an auf den Boden der Freiwilligkeit und hat bis heute in der Hauptsache diesen privaten Charakter beibehalten. Ein offizieller Gemeindebeitrag ist erst seit dem Jahre 1891 zu verzeichnen. Derselbe betrug zuerst 1000 Fr., dann (vom Jahre 1899 an) 1200 Fr. Er wurde dem Ertrage des „Stadtanzeigers“ entnommen. Überdies hat die Gemeinde Bern seit dem Sommer 1900 der Ferienversorgung auch das städtische Ferienheim Grasburg, von welchem später einlässlicher die Rede sein wird, zur Verfügung gestellt.

Abgesehen von diesem jährlich wiederkehrenden Gemeindebeitrag und der unentgeltlichen Überlassung des Châlets „Grasburg“ steht also das bernische Ferienversorgungswerk durchaus auf dem Boden der Freiwilligkeit und der privaten Initiative. Diesem Umstand ist es wohl zu verdanken, dass sich die Sympathie der Bevölkerung



Kinderferienheim der Stadt Bern: Gröden bei Gröden.



immer mehr dem Werke der Ferienversorgung zuwandte. Wären die Kosten von der Gemeinde übernommen worden, so würden jedenfalls, wie man dies bei andern Unternehmungen beobachten konnte, von diesem Augenblicke an die freiwilligen Beiträge zurückgeblieben sein, und in der Entwicklung und Vergrößerung des Werkes wäre sicher ein langsames Tempo eingetreten, weil die öffentlichen Mittel immer knapp sind und von einer so rapiden Steigerung der verfügbaren Geldmittel, wie diese beim privaten Betrieb des Liebeswerkes konstatiert werden konnte, nicht hätte die Rede sein können.

Der eigentliche Träger des Werkes ist der stadtbernische Hilfsverein, eine Vereinigung wohlthätiger Personen zur Unterstützung bedürftiger Mitbürger. Wenn, wie dies in einzelnen Jahren vorkam, die Ausgaben die Einnahmen überstiegen, so war der Hilfsverein da, um das Defizit zu übernehmen. In den letzten Jahren ist aber der Verein dieser Pflicht enthoben worden, da das Werk der Ferienversorgung dank der zahlreichen Legate und Schenkungen und der Überschüsse einzelner Jahre eigene Fonds angesammelt hat, aus denen jeweilen die allfälligen Ausgabenüberschüsse gedeckt werden. Diese Fonds betragen ungefähr 10000 Fr. (genaue Zahlen stehen uns nicht zu Gebote). Allein wenn der Hilfsverein auch keine grossen finanziellen Opfer mehr zu tragen hat, so bleibt doch noch die Organisation und Leitung des Unternehmens auf seinen Schultern. Hier ist von ganz besonderer Bedeutung die Anhandnahme der Sammlungen. Dieselben ergaben in den ersten Jahren 3—4000 Fr. Später (Ende der achtziger und anfangs der neunziger Jahre) erreichten sie 5000 bis 6000 Fr., und seit 1896 ist das Ergebnis derselben auf 8—9000 Fr. angestiegen. In diesen Zahlen sind alle Einnahmeposten inbegriffen, nämlich das Ergebnis der öffentlichen Sammlung, der Gemeindebeitrag und die Zinse der Fonds.

In den Listen der Geber finden sich fast Jahr für Jahr die gleichen Gönner wieder. Da ist vor allem aus die Burgerschaft, welche das Werk in hochherziger Weise unterstützt. Schon im Jahre 1879, als die erste kleine Schar in die Ferienkolonie auszog, gab die Burgerschaft das Geld dazu (800 Fr.). In den späteren Jahren sind Bürgerat und Zünfte stets in den Donatorenlisten zu finden und zwar immer mit einem schönen Beitrag von mehreren hundert Franken. In ähnlicher Weise beteiligen sich auch die Leistgesellschaften und andere Vereine an dem Werke der Ferienversorgung. Viele derselben geben Jahr für Jahr ihren ansehnlichen Beitrag. Eine sehr reiche Einnahmsquelle bilden die Konzertsertragnisse, die oft bis auf 1200 und

1300 Fr. per Jahr ansteigen. Ein sehr schöner Brauch besteht in den höhern Schulen Berns, wo oft ganz bedeutende Beiträge gesammelt werden. Zahllos sind auch die fröhlichen oder festlichen Anlässe, wo die Feiernden ihrer Freude durch die Stiftung einer Gabe für die Ferienversorgung Luft machen. Der verhältnismässig grösste Beitrag wird jedoch von Privaten, von jenen „X“ und „Y“ und „Ungenannt“ zusammengetragen. Diese privaten Beiträge erreichten schon im Jahre 1885 die Summe von 2500 Fr. und betragen seit 1889 regelmässig 3000—3500 Fr. Seit den Jahren 1901 und 1902 haben sie die Summe von 4000 Fr. überschritten. Das sind ganz bedeutende Summen, nicht nur bedeutend durch ihre Höhe, sondern auch durch die Art, wie sie zusammengetragen werden. Der Umstand nämlich, dass bei dieser Summe jeweilen eine grosse Anzahl von Gebern beteiligt ist, lässt einen Schluss ziehen auf die Popularität des Werkes und sichert den Fortbestand desselben.

Der Bericht über die Unterstützung des Werkes durch das Publikum würde jedoch eine grosse Lücke aufweisen, wenn nicht auch die Naturalgaben darin erwähnt wären. Dieselben bilden eine ganz bedeutende und schätzenswerte Unterstützung und würden, in Geld umgewandelt, eine erhebliche Summe ausmachen. Da sind es wieder hauptsächlich die Schüler und Schülerinnen der höheren Schulen, welche getragene, aber noch brauchbare Kleidungsstücke schenken; Frauen und Töchter widmen ihre freien Stunden der Anfertigung von Wäsche- und Kleidungsstücken, welche den Kolonien zur Verfügung gestellt werden; Droguerien, Lebensmittelhandlungen und zahlreiche andere Geschäfte senden Proben ihrer Handelsartikel, Fabriken ihre Produkte oft zentnerweise; Druckereien besorgen häufig unentgeltlich die Anfertigung von Zirkularen und Berichten; Fuhrhalter und andere grosse Geschäfte leihen Pferde und Wagen für die notwendigen Transporte u. s. w. u. s. w. Auch diese stets sehr willkommenen Gaben und Leistungen beweisen die grosse Popularität des Werkes.

Für Fernerstehende muss hier bemerkt werden, dass die Verpflegung und Logierung der kleinen Kurgäste in Regie betrieben wird. Es ist selbstverständlich, dass viele der Naturalgaben unterbleiben würden, wenn dies nicht der Fall wäre; allein es kann für sicher angenommen werden, dass auch die Bargaben nicht so reichlich fliessen würden, denn dieses System der Verköstigung und Unterbringung geniesst in hohem Masse die Sympathie des Publikums. Diese Erscheinung erklärt sich aus der Tatsache, dass der Regie-

betrieb viel billiger ist, und dass alle beteiligten Kräfte in uneigennützigster Weise, ohne jede Bezahlung oder Entschädigung, mitwirken.

So steht das Werk der Ferienversorgung gefestigt da und genießt in stets steigendem Masse die Gunst und Unterstützung des Publikums. Folgende Tabelle gibt Auskunft über das Anwachsen der Unternehmung:

Jahr	Zahl der Kolonien	Knaben	Mädchen	Total
1879	1	13	31	44
1880	2	45	55	100
1881	3	66	80	146
1882	4	92	91	183
1883	3	64	84	148
1884	3	64	89	153
1885	3	63	92	155
1886	3	62	96	158
1887	3	62	93	155
1888	4	96	116	212
1889	4	100	114	214
1890	4	116	110	226
1891	5	126	152	278
1892	5	126	156	282
1893	5	115	152	267
1894	5	108	160	268
1895	5	112	153	265
1896	5	114	153	267
1897	6	165	165	330
1898	6	172	176	348
1899	6	174	176	350
1900	7	182	218	400
1901	7	177	220	397
1902	7	161	236	397
1903	7	165	222	387
1904	8	184	270	454

Die Auswahl der Kinder, welche der Ferienversorgung teilhaftig werden sollen, wird in den einzelnen Schulkreisen vorgenommen. Das Komitee teilt der Schulkommission jedes Schulkreises mit, wie viele Kinder ausgewählt werden dürfen. Darauf gestützt macht die Lehrerschaft mit Berücksichtigung des Gesundheitszustandes, der sozialen Verhältnisse und des Betragens der Kinder einen doppelten Vorschlag. Aus dieser Schar wählt dann der Arzt im Beisein des

Quartiervorstehers des Hilfsvereins die Kandidaten definitiv aus. Dabei bleibt das erste Schuljahr unberücksichtigt, weil es sich gezeigt hat, dass die Schüler dieser Stufe noch nicht kräftig genug sind, um den Spaziergängen in der Umgebung der Kolonieorte zu folgen. Auch wird es vermieden, grossgewachsene Knaben mitzunehmen, da dieselben oft im Betragen zu wünschen übrig lassen; dagegen werden grössere Mädchen gerne ausgewählt, weil sie bei den häuslichen Arbeiten in den Kolonien gute Verwendung finden. Diese Art der Auswahl hat sich bewährt. Der Vorteil derselben besteht hauptsächlich darin, dass der Lehrer der Auswahl enthoben ist, wodurch allen Reklamationen seitens der Eltern der Faden abgeschnitten ist. Auch ist dadurch Garantie geboten, dass der Gesundheitszustand der Kinder, der doch in erster Linie massgebend sein soll, gehörig berücksichtigt wird. Immerhin ist es vorgekommen, dass in dieser Beziehung Klagen laut wurden. Tuberkulöse Kinder oder mit anderen Krankheiten Behaftete sollten nicht in die Ferienversorgung geschickt werden. Die Kur würde allerdings diesen Kindern auch gut anschlagen, aber sie müsste viel länger dauern, als der Ferienaufenthalt der städtischen Ferienversorgung. Solche Kinder müssen dem Zieglerspital überwiesen werden, wo in ganz ähnlicher Weise, wie bei der Ferienversorgung, Kinder verpflegt werden; der Unterschied besteht nur darin, dass die Erholungsbedürftigen dort so lange verpflegt werden, als es ihr Zustand erfordert. Es kommt vor, dass solche Kolonisten den ganzen Sommer dort bleiben. Dabei ist von Spitalluft nicht viel zu merken. Die Kleinen haben einen sehr hübschen und ausgedehnten Park zur Verfügung, wohnen in luftigen Räumen und sind von den übrigen Spitalinsassen getrennt. Wer nach Bern kommt, sehe sich das liebliche Bildchen einmal an. Auch das städtische Ferienheim Grasburg wird von diesem Jahre an dem gleichen Zwecke dienen, indem es nur während des Monats Juli der städtischen Ferienversorgung eingeräumt wird, während den übrigen Sommermonaten aber ein Asyl für erholungsbedürftige Kinder im engern Sinne sein wird.

In einem der städtischen Schulkreise wurde einmal der Versuch gemacht, einen anderen Modus der Auswahl anzuwenden, indem man es den Kindern freistellte, sich anzumelden. Da zeigte es sich, dass mehr als die Hälfte der Kinder Lust hatte, die Wohltat der Ferienversorgung zu geniessen, und zwar waren viele darunter, deren Eltern die Kosten tragen wollten. Darauf konnte natürlicherweise nicht eingetreten werden, da die Zahl der Kolonisten so vermehrt worden wäre, dass

eine Unterbringung unmöglich gewesen wäre. Zudem hätte diese Neuerung in finanzieller Beziehung jedenfalls schwerwiegende Folgen nach sich gezogen, indem die freiwilligen Beiträge zurückgegangen wären. Es blieb nichts anderes übrig, als diese Kinder zurückzuweisen und die Eltern zu veranlassen, auf eigene Rechnung für ihre Kinder zu sorgen. Es wurde dann auch ein Versuch gemacht, solche Kinder zahlender Eltern in Ferienkolonien zu vereinigen; allein der Versuch misslang. Die Gründe hiefür sind dem Berichterstatter nicht bekannt. Vermutlich lag die Schwierigkeit in der disziplinarischen Behandlung der Kinder, die, weil sie zahlten, auch befehlen wollten. Kurz, die städtische Ferienversorgung befasst sich nur mit bedürftigen Kindern; es muss auch so noch manches bleiche und hohlwangige Kind abgewiesen werden, weil die Mittel eben nicht für alle ausreichen. Trotz sorgfältiger Auswahl kommt es indessen immer wieder vor, dass Kinder hineinschlüpfen, die nicht hineingehören. So bildet die Unreinlichkeit einzelner Kinder einen steten Grund zu klagen seitens des Aufsichtspersonals, obschon die Eltern strenge angewiesen sind, in dieser Beziehung Ordnung zu halten. Solange es sich um Kopfparasiten handelt, mag die Sache noch angehen, obschon das Aufsichtspersonal höchlich zu bedauern ist, das den Kampf gegen diese Unholde führen muss. Wenn es sich aber um Kleiderläuse handelt, dann wird der Kampf schwierig und fast aussichtslos. In dem Zirkular, das den Eltern zugestellt wird, steht zwar die Bestimmung, dass solche Kinder unnachsichtlich wieder zurückgeschickt werden müssen; allein wer die bleichen Gesichter und die bittenden Augen sieht, der nimmt Umgang von dieser harten Vorschrift und sucht dem Übel auf andere Weise Einhalt zu tun.

Auch das Betragen einzelner Kinder gibt oft zu Klagen Anlass. Dieser Übelstand könnte durch die Lehrerschaft, welche den ersten Vorschlag macht, in den meisten Fällen vermieden werden, indem sie nur solche Kinder vorschlägt, welche bezüglich ihres Betragens zu keinen Befürchtungen Anlass geben. In der kurzen Zeit der Ferienversorgung kann sich das Aufsichtspersonal nicht damit abgeben, sittlich verwahrloste und schlecht erzogene Kinder auf andere Bahnen zu bringen. Das Hauptaugenmerk richtet sich auf den physischen Zustand des Kindes, wobei allerdings nicht ausgeschlossen ist, dass mit der Gewöhnung an Ordnung, an Sauberkeit etc. auch ein moralischer Gewinn nebenhergeht.

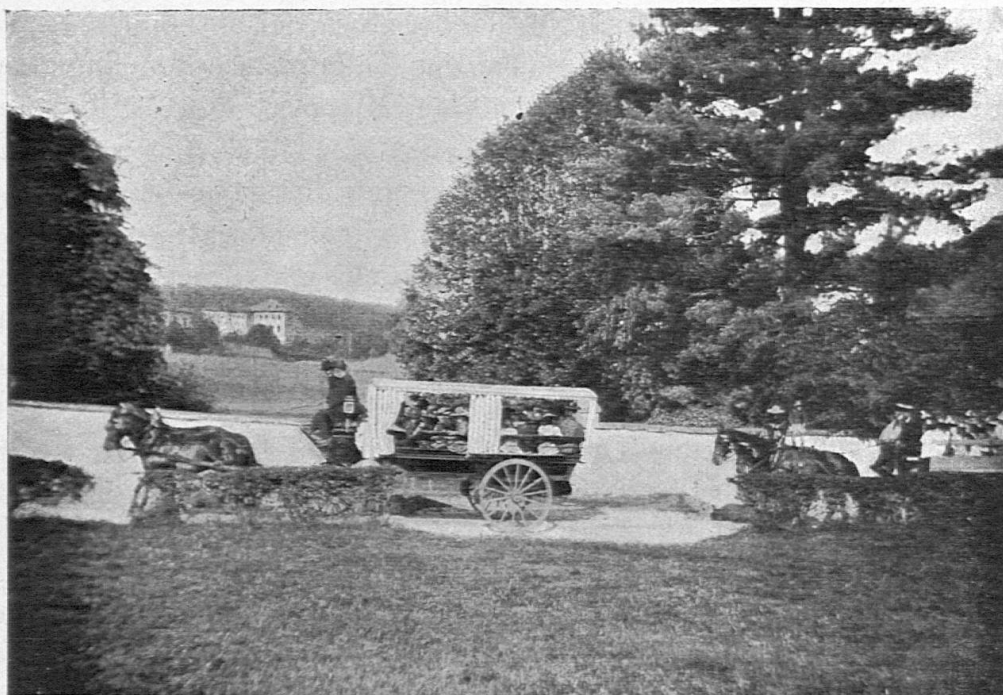
Die Kleider der Kinder lassen auch oft sehr zu wünschen übrig. Es gibt Eltern, welche sich den Umstand, dass in der Ferienver-

sorgung Kleider ausgeteilt werden, so zu nutze machen, dass sie die besseren Kleider zu Hause behalten und den Kindern nur die allerdünnsten und schlechtesten mitgeben, welche kaum einen Tag aushalten und das Flicker nicht mehr zu ertragen vermögen. Das ist nicht recht getan, besonders wenn man in Betracht zieht, dass den Eltern bezüglich der Mitgabe von Kleidern genaue Vorschriften gemacht werden. Allein man kann auch hier nicht die Kinder für die Sünden der Eltern büßen lassen und muss eben diese Ärmsten der Armen neu bekleiden.

In der Auswahl einer für Erholungszwecke geeigneten Gegend hat das Komitee eine sehr glückliche Hand gehabt. Die Kolonieorte liegen sämtlich auf dem zwischen der Stockhornkette, der Aare und der Sense gelegenen Hochplateau, dessen höchster Gipfel die aussichtsreiche Bütschelegg (1058 m.), und dessen bekanntester Aussichtspunkt der Gurten bei Bern ist. Mit Ausnahme der Kolonie Grasburg, welche mehr nach Westen zu, an der Grenze gegen den Kanton Freiburg liegt, befinden sich sämtliche Kolonien am Südabhang der Bütschelegg. Da liegen in einer Höhe von 850—950 m. die Ortschaften Rüeggisberg, Bütschel, Hasli, Riggisberg und Burgstein, die unseren stadtbernischen Ferienkolonisten gastliche Unterkunft gewährt haben. Die Gegend ist für einen Ferienaufenthalt ganz ausnehmend geeignet. Zu der angemessenen Höhe über Meer und der staubfreien Lage in der Nähe der Voralpen gesellen sich als weitere annehmbare Zugaben eine wundervolle Aussicht auf den Thunersee und die Hochalpen, und ein ausgedehnter Wald, der mitten zwischen den vier erstgenannten Dörfern liegt und den Wanderer förmlich hineinzieht in seinen kühlen Schatten.

Die Nähe der Voralpen hat allerdings auch einen Nachteil. Wenn schlechtes Wetter eintritt und die verschiedenen Gipfel der Stockhornkette weisse Hauben anziehen, dann wird in den Schlafsälen der Kolonien die Luft allzufrisch, und man ist froh über eine Reservewolldecke. Auch die verhältnismässig grosse Entfernung von Bern (20 km.) hat sich oft in störender und unangenehmer Weise bemerkbar gemacht. Da kein anderes Verkehrsmittel zur Verfügung stand, so mussten für den Transport der Kinder und der Gerätschaften Wagen requiriert werden. Mit diesem Fuhrwerkverkehr kam zwar viel Poesie und Reisefreude in das Geschäft. Besonders die „Verladung“ der Kinder in die zahlreichen Vehikel aller Art und die Abfahrt in langer Wagenreihe gestaltete sich jeweilen zu einem wahren Volksfeste, zu dem die Festbesucher nicht mit Reklamepla-

katen und sonstigen Zugmitteln herbeigebracht werden mussten. Die einfache Anzeige, dass Montag, den X. Juli morgens 7 Uhr beim Sulgenbachschulhause Sammlung zur Abfahrt in die Ferienversorgung sei, genügte, um eine zahlreiche Zuschauerschar herbeizulocken. Die Verteilung der Kinder auf die für die verschiedenen Kolonien bestimmten Wagen gab ein geschäftiges Hin und Her — auf allen Kreuz- und Quergängen folgte die treue Mutter mit dem Reisesäcklein nach — endlich sind alle eingepackt, da kommt noch eine Überraschung: eine gutherzige Kinderfreundin schickt jedem Ferienkind



Abreise nach den Kolonien.

einen prächtigen goldgelben, duftenden „Weggen“. Dann heisst's „hü“, und in kühnem Bogen schwenken die Wagen in bestimmter Reihenfolge vom Turnplatz auf die Strasse hinaus. Jetzt gibt es „gemischte Gefühle“ bei den Kindern. Hier steht das abschied-winkende Müetti; dort liegt die verheissungsvolle Zukunft; — doch nicht lange bleibt der Trennungsschmerz Meister. In lustigem Trabe geht es durch Wald und Feld, frohe Lieder ertönen, der „rauhe Postillon“ stimmt mit ein und knallt mit der Peitsche den Takt dazu — ja selbst die Pferde richten die Köpfe auf und traben stolz einher, als ob sie wüssten, welche kostbare Last ihnen anvertraut ist. Dann gibt's einen Halt — wieder ein Gedränge und ein Wirrwarr, bis

jedes Kind sein Glas Zuckerwasser, jeder Fuhrmann seinen Schoppen und jedes Pferd seine Krippe mit Futter hat. Nach kurzer Rast heisst's wieder „aufsitzen“, und unter neuem Jubel geht die Fahrt weiter, den sonnigen Längenberg hinan. Bei der Heimfahrt ist die Festfreude fast noch grösser. Wenn schon das Ferienheim allen lieb geworden ist, so wartet daheim noch etwas lieberes — ein treues Mütterchen, ein kleines Brüderchen oder Schwesterchen. Was gibt es da zu erzählen! Viel zu wenig rasch greifen die Pferde aus, immer lauter wird der Jubel, bis endlich der verabredete Halteplatz erreicht ist und der Mutter Arme sich öffnen. Ja, die Wagenfahrt ist schön, aber sie hat auch ihre Kehrseite. Bei der Alpfahrt geht gewöhnlich alles gut ab; aber bei der Talfahrt heisst's aufpassen. Allerlei Umstände wirken mit, um ein Missgeschick vorzubereiten. Die für schwere Lasten gebauten Wagen sind in dem bergigen Gelände schwer zu regieren; die Pferde spüren den ungewohnten Haber und werden übermütig; in der Festfreude und dem allgemeinen Gedränge geht leicht auch die gewohnte Ruhe und Besonnenheit verloren, und der Fuhrknecht, der sonst vor jeder Fahrt sein Gefährt und die Bespannung gewissenhaft visitiert, unterlässt es heute und bemerkt nicht, dass an dem Rade der Bolzen und an dem Hufeisen der Nagel fehlt. So gab es hie und da einen Unfall, und die leitenden Personen sahen der Heimfahrt immer mit heimlicher Angst entgegen. Man war darum allerseits froh, als die Gürbeltalbahn eröffnet wurde, und die Kinder im Sommer 1902 zum ersten Male mit der Bahn speditiert werden konnten. Allerdings gibt es jetzt von der Station Kaufdorf oder Mühlethurnen aus noch einen Marsch von 1—1½ Stunden. Die kleinsten und schwächsten Kinder und die Gepäckstücke werden auf Wagen geladen, das Gros der Kinder bewältigt den Spaziergang leicht.

So ist die Wagenfahrtpoesie vorbei — aber auch die schwere Verantwortlichkeit und der Gegenstand beständiger Sorge des Aufsichtspersonals ist aus der Welt geschafft. Nur die „Grasburger“ sind bis zur Eröffnung der Schwarzenburgbahn noch auf dieses Verkehrsmittel angewiesen.

Für die Unterbringung der Kolonien wählte man wenn möglich unbewohnte Häuser, und zwar musste bei der Auswahl hauptsächlich auf das Vorhandensein eines genügenden Schlafraumes gesehen werden. Derselbe wurde überall in den Estrich oder auf die Getreidebühne verlegt, wobei man durch Bretterschalungen den Raum etwas wohnlicher zu gestalten suchte. Es war dies haupt-

sächlich da notwendig, wo die Kinder unter dem blossen Ziegeldach schlafen mussten, oder wo die Getreidebühne von der übrigen Scheune abgeschlossen werden musste. Die Lagerstätten werden so hergestellt, dass man zwei Seegrasmatratten nebeneinander legt und dann mittelst Bettüchern und Woldecken so ausrüstet, dass je 4 Kinder darin Platz haben. Auf diese Weise, indem sich nämlich die Kinder quer über die beiden nebeneinandergelegten Matratzen legen, wird viel Raum gespart, ohne dass deshalb die Schlafenden zu eng zusammengepfercht werden. Bettnässer werden auf Strohsäcken isoliert. Das erforderliche Bettzeug, sowie auch das Küchen- und Tischzeug wurde in den ersten 15 Jahren von der kantonalen Militärdirektion leihweise geliefert. Von da an aber konnte sich diese Behörde wegen vermehrter Inanspruchnahme der Kaserne Bern nicht mehr zu der bisher gewährten Vergünstigung verpflichten, und die Leiter der Ferienversorgung sahen sich genötigt, das Mobiliar auf Rechnung der Unternehmung anzuschaffen. Das liess sich ja auch ganz gut tun, da die milden Beiträge stets reichlich flossen. Der Inventarwert dieses Mobiliars beträgt gegenwärtig zirka 8000 Fr. Für einige Jahre gestattete es die Militärdirektion noch, die Bettstücke in der Kaserne zu magazinieren; seit 1898 besitzt aber die Ferienversorgung ihren eigenen Lagerraum, der ihr vom Pfarramt Rüeggisberg zur Benutzung überlassen wurde. Es ist dies das sogenannte „Haberhaus“, ein alter steinerner Speicher, der noch aus den Zeiten des Klosters Rüeggisberg stammt.

Diese Magazinierung des Bettzeugs in der Nähe der Kolonieorte ist für die Unternehmung von grossem Vorteil, da nun die lästigen, kostspieligen und zeitraubenden Führungen von Bern nach den Kolonieorten und wieder zurück aufgehört haben. Auch musste stets ein Teil des Aufsichtspersonals einen Tag vor Beginn der Ferienkur und einen Tag nachher opfern, um die Abzählung, Verladung und Überführung der Mobiliarstücke zu überwachen.

Besondere Beachtung verdient bei der Auswahl des Koloniegebäudes auch das Lokal, welches als Speisesaal dienen soll. Hiefür sollte, wenn immer möglich, ein Raum gefunden werden, wo alle Kinder miteinander zu den Mahlzeiten versammelt werden können. Das liess sich auch in allen Fällen bewerkstelligen; in einem oder zwei Häusern mussten hiefür Zwischenwände herausgenommen werden. Schlafräume für das Aufsichtspersonal sind nicht immer in genügender Zahl und in ausreichender Qualität zu haben, und Lehrer und Lehrerinnen müssen oft mit sehr primitiven „Schlafzimmern“ Vorlieb nehmen.

Die Küche wird gewöhnlich in dem sogenannten „Ofenhaus“ oder Waschhaus untergebracht, wo eine genügend grosse Feuerstelle eingerichtet ist. Die gewöhnlichen Kücheneinrichtungen reichen nicht hin, um die sechzigköpfige Nomadentruppe zu versorgen.

Ums Haus herum werden ein paar Spielplätze abgegrenzt und einige Turn- und Spieleinrichtungen getroffen (Schaukel etc.). Bei regnerischem Wetter muss die Einfahrt, die Tenne oder der Platz unter dem weit vorspringenden Hausdach als Spielplatz dienen; wenn's aber kalt wird, dann dient der Speisesaal als Spiel- und Gesellschaftsraum.



Mädchenkolonie in Hasli.

Das ist die Einrichtung der gewöhnlichen Kolonien. Eine Ausnahme davon macht die Kolonie „Grasburg“, die in einem Hause untergebracht ist, das zum speziellen Zwecke eines Ferienheims gebaut ist. Dass da alles viel besser und zweckdienlicher eingerichtet ist, braucht nicht besonders erwähnt zu werden; die „Grasburger“ verhalten sich zu den übrigen Kolonisten, wie auf einem Ozeandampfer die Passagiere der I. Kajüte zu denjenigen des Zwischendecks.

Das schucke Chalet steht auf dem Terrain, welches vor einigen Jahren als Quellgebiet für die städtische Wasserversorgung angekauft wurde. In der Nähe der Schlossruine Grasburg befand sich

das sogenannte „alte Schlössli“, das nach der Zerstörung des Schlosses Grasburg bis zur Errichtung des Schlosses Schwarzenburg als Sitz der Landvögte der „gemeinen Herrschaft Grasburg“ diente. Auf den Grundmauern dieses Gebäudes steht das heutige Ferienheim. Es wurde in den Jahren 1899/1900 mit einem Kostenaufwand von Fr. 37000 erbaut und dient vor allem aus dem Pächter des Grasburggutes als Wohnung. Im ersten und zweiten Stock finden sich sodann die Schlaf- und Speiseräume für die Erholungsbedürftigen. Jedes der Kinder hat sein eigenes Bett in einer eisernen Bettstelle. Um das ganze erste Stockwerk zieht sich eine breite Laube, die auf der Wetterseite mit Rollfenstern versehen ist, sodass sie bei Regenwetter als Aufenthaltsort dienen kann. Es ist selbstverständlich, dass das Heim mit Spielgeräten aller Art ausgestattet ist. Die innere Einrichtung kostete 6000 Fr. Wie schon früher erwähnt, soll das Haus nicht bloss zum Aufenthalt einer Kolonie während der Sommerferien dienen, sondern der Hauptzweck besteht darin, armen Kindern, die schwere Krankheiten überstanden haben und daheim während der Rekonvaleszenz keine rechte Pflege finden, eine Erholungsstätte zu bieten, oder bedürftigen Kindern, die wegen Kränklichkeit und Schwächlichkeit am Schulbesuch verhindert sind, eine Kur in frischer Luft bei guter Kost zu bieten, wobei vorgesehen ist, dass solche Kinder nicht nur während weniger Wochen, sondern so lange es eben nötig ist, die Wohltat des Landaufenthaltes geniessen können. Das ist ein ganz ausgezeichneter Gedanke, zu dem die stadtbernischen Behörden und zwar besonders die Schuldirektion zu beglückwünschen sind.

Das Ferienheim Grasburg wurde im Jahre 1903 während der Sommerferien von einer aus 50 Mädchen und dem nötigen Aufsichtspersonal bestehenden Kolonie benützt. Hernach wurden bis Mitte Oktober, also zum Teil auch während der Schulzeit, schulpflichtige Kinder hingeschickt, so dass die Gesamtzahl der dort verpflegten Kinder sich auf 130 beläuft. Die Anmeldung mit beigefügtem ärztlichem Bericht geschieht von der Lehrerschaft aus, worauf die städt. Armendirektion die Verteilung der Kinder vornimmt.

Die Betriebskosten trägt die Gemeinde. Im Budget des Jahres 1903 war hiefür eine Summe von 5000 Fr. eingesetzt. Im Jahre 1904 konnten nach den Sommerferien 120 Kinder, eingeteilt in Gruppen von zirka 40, zu drei Wochen, im Ferienheim Erholung finden, so dass im ganzen, die Kolonie während der Sommerferien eingerechnet, 180 Kinder dort verpflegt wurden.

Die Dauer des Aufenthaltes kann für die städtische Ferienver-

sorgung selbstverständlich nicht so weit ausgedehnt werden; sie wurde von Anfang an auf 20 Tage festgesetzt — Hin- und Rückreise inbegriffen — und seither immer in derselben Ausdehnung belassen. Die Hinreise findet gewöhnlich am ersten Montag im Juli, die Rückreise am zweitfolgenden Samstag statt.

Die Leitung der einzelnen Kolonien liegt einem Stabe von je vier Personen ob: der Kolonieleiter und dessen Gattin, zwei Hülfslehrer oder Lehrerinnen. Dazu wird für jede Kolonie eine Köchin angestellt. In den Mädchenkolonien besteht das Aufsichtspersonal



Mädchenkolonie in Hasli.

mit Ausnahme des Kolonieleiters aus lauter Frauen, währenddem in den Knabenkolonien zwei männliche Aufsichtspersonen nötig sind. Für die Frauen ist in den Knabenkolonien auch weniger Arbeit, als in den Mädchenkolonien, da das zeitraubende Kämmen wegfällt. „Kurze Haare sind bald gebürstet.“ Dafür gibt's vielleicht etwas mehr Wämser und Hosen zu flicken. Das Aufsichtspersonal bezieht ausser der freien Verköstigung und Unterkunft keine Besoldung oder Gratifikation; dagegen hat jedes Mitglied des Aufsichtspersonals das Recht auf einen Freiplatz für ein Kind. Da aber die Mehrzahl der Beteiligten keine eigenen Kinder hat, so kommt diese Vergünstigung meistens wieder armen Kindern zu gut, die aus irgend

einem Grunde bei der Auswahl übergangen werden mussten. Die städtischen Lehrer und Lehrerinnen, welche sich bis dahin immer in genügender Zahl zur Mithilfe bereit finden liessen, bringen da ein grosses Opfer. Für die Ferienversorgung ist diese freiwillige Liebestätigkeit von grossem Wert, nicht nur wegen der damit erzielten Ersparnis, sondern auch deshalb, weil das freiwillig sich meldende Hülfspersonal nebst der nötigen Arbeitskraft auch die rechte Lust und Liebe zur Sache mitbringt, was bei bezahltem Personal vielleicht nicht immer als selbstverständlich angenommen werden kann.

Diese Lust und Liebe des Personals ist aber dringend nötig, wenn das Werk gelingen soll. Solange das Wetter gut bleibt, ist die Schar verhältnismässig leicht zu leiten und zu unterhalten; wenn aber kalte, regnerische Tage eintreten, oder wenn Krankheiten und andere Widerwärtigkeiten den Gang der Kur beeinträchtigen, dann erfordert es eine grosse Hingebung und Geduld von seiten des Personals. Über die Summe von Arbeit, welche da geleistet werden muss, gibt am besten ein kleiner Bericht über die Tagesordnung und über das Leben und Treiben in den Kolonien Auskunft.

Um 6 Uhr ist „Tagwacht“ mit nachheriger grosser Reinigung am Brunnen. Die Zeit bis zum Frühstück verstreicht mit der Besorgung der verschiedenen „Ämtli“, d. h. den kleinen Verrichtungen im Haushalt. Dann geht's bei schönem Wetter in den wundervollen unergründlichen „Thanwald“, in dessen Mitte sich ein weiter Platz befindet, gebildet aus 7 von verschiedenen Seiten her zusammenlaufenden Wegen. Dort finden sich nicht selten wie auf Verabredung die verschiedenen Kolonien zusammen zu fröhlichem Spiel und Liederklang. Der Hauptreiz des grossen, prächtigen Waldes liegt aber in seinem unerschöpflichen Beerenreichtum. An schönen Tagen versehen sich die Kinder, die auch nach dem Mittagessen wieder den kühlen Waldesschatten aufsuchen, mit einer Tasse oder einem anderen Gefäss, und dann geht's los, das gemeinsame Sammeln für eine Abendmahlzeit! „Erdbeerschnitten!“ „Heitibrei!“ Das sind wahre Zauberworte. Mit Eifer wird gesammelt: „Die schlechten ins Kröpfchen, die guten ins Töpfchen!“ Unter Jubel und Freudengeschrei wird der staunenden Köchin die schwere Menge des gesammelten Vorrates vorgewiesen, und nun warten die Kinder mit Ungeduld, die leckern Zünglein gespitzt, auf die seltene Mahlzeit. Das sind schöne unschuldige Kinderfreuden; man fühlt die ganze Tragik der Situation mit, wenn man in einem Jahresberichte (1897) liest: „Ein schweres Missgeschick haben wir dieses Jahr zu verzeichnen. Zum ersten

Mal seit der Einrichtung der Ferienversorgung sind die Heidelbeeren gänzlich missraten, was sowohl für Knaben wie Mädchen höchst fatal war. Zum Glück gab es noch Erdbeeren und Himbeeren, die aber an Quantität die gewohnten reichlichen Heidelbeerernten bei weitem nicht erreichten.“

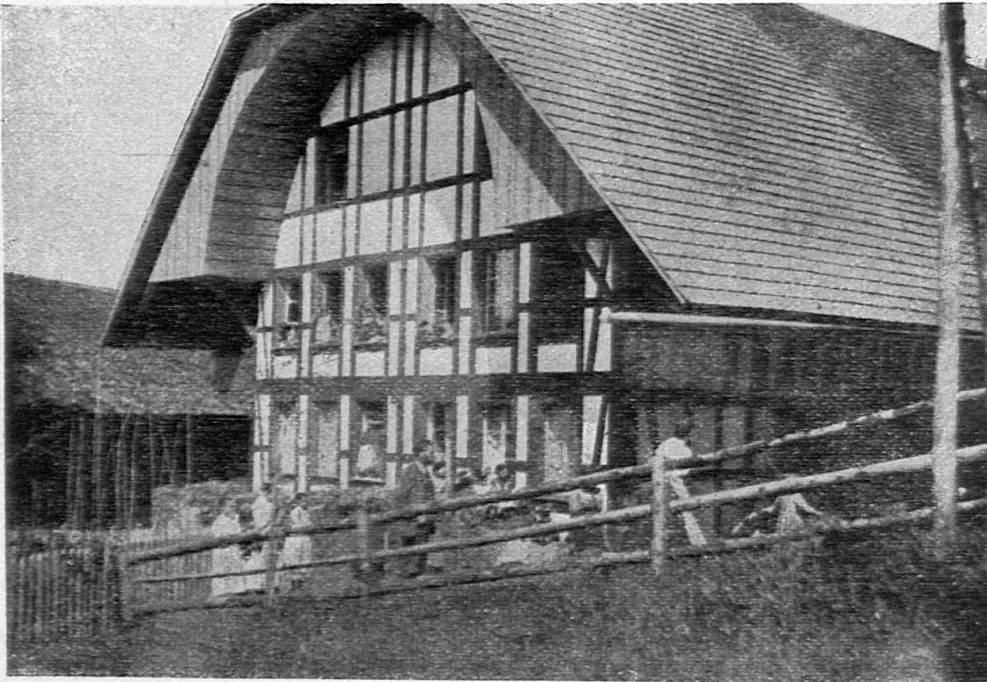
Nach dem Nachtessen (6 Uhr) werden noch Spiele gemacht in der Umgebung des Hauses, und um 8 Uhr heisst es: Zu Bett! In den ersten Tagen hält es oft schwer, die Ordnung im Schlafsaal aufrecht zu erhalten. Dort weint ein kleines Mädchen, von Heimweh



Knabenkolonie in Rütggisberg.

geplagt, und schreit nach der Mutter; hier zerrt ein kleiner Taugenichts dem Nachbar die Decke weg u. s. w. Sobald aber einmal die Spaziergänge etwas ausgedehnter werden, und die frische Waldluft, die reichliche Bewegung und die kräftige Kost zu wirken beginnen, so stellt sich ganz von selbst ein fester, gesunder Schlaf ein, der auch reichlich bis zum Morgen anhält, wenn nicht etwa ein Gewitter losbricht, was gar nicht zu den Annehmlichkeiten des Kolonielebens gehört. Einzelne sensible Kinder werden schon beim ersten fernen Donnerrollen aufgeregt und wecken ihre Nachbarn. Ängstlich lauscht der Kolonievater, ob das Gewitter wohl in der Ferne austobe, oder ob es in gefahrbringende Nähe komme. Mit schwerem Herzen ent-

schliesst er sich, wenn das Gewitter sich nähert, das Zeichen zum Ankleiden zu geben und die Kinder im Speisesaal zu versammeln. Einzelne sind gar nicht wach zu bringen; andere sind höchst aufgeregt, und es kostet grosse Mühe, sie zu beruhigen. Alles atmet auf, wenn die Blitze seltener fallen und die Donnerschläge matter rollen. Wenn die Gefahr vorüber ist, so wird die Matratze wieder aufgesucht; es ist aber mehr als einmal vorgekommen, dass der Blitz ganz in der Nähe der Kolonie einschlug und eine Feuersbrunst verursachte. Das sind schlimme Nächte! Am Morgen aber, wenn die Sonne wieder



Kolonie Bütschel.

hell und warm scheint, ist bald die alte Freude wieder eingekehrt, und mit neuer Lust werden die Spaziergänge auf den durch das nächtliche Gewitter vom Staub gereinigten Strassen wieder aufgenommen.

Sehr oft aber bildet ein dauerhafter Landregen die Fortsetzung des Gewitters. Trübe hängen die Wolken herab, und trübe blicken die Augen der Kinder. An solchen Tagen ist es schwer, sie zu unterhalten. Mit den Mädchen ist man in diesem Falle besser daran. Sie nehmen ihr Strickzeug hervor und vergnügen sich, in einer Reihe oder im Kreise sitzend, ein Lied um das andere zu singen, oder sie suchen mit Vorlesen die Zeit zuzubringen. Hat die Stricknadel

genug geklappert, so wissen die Mädchen etwa ein Spiel zu machen oder Rätsel aufzugeben. Die Knaben sind schwerer zu beschäftigen. Am liebsten tummeln sie sich auf der Einfahrt, in der Tenne, im Stall und in den tausend Winkeln eines Bauernhauses herum. Das kann aber nicht immer gestattet werden, und die Knaben müssen sich zu ihrem Leidwesen auch ins Zimmer bequemen. Mit Vorlesen, Rätselaufgaben und Singen ist da nicht viel zu machen, und die „Spiele“ der Knaben arten leicht in Lärm oder Rauferei aus; am besten geht's noch mit dem Vorerzählen; hat man genug davon, so



Knabenkolonie Hasli.

bringt etwa das Zehnuhr- oder Vieruhr-Brot eine Abwechslung, oder eine „administrative“ Verfügung irgendwelcher Art, wie Kofferinspektion, Verteilung der geschenkten Kleider, Erlaubnis zum Briefschreiben etc. bannt das drohende Gespenst der Langweile.

Man begreift, dass das Wetter ein ständiges Kapitel der alljährlich erscheinenden Ferienchroniken bildet. Es kann konstatiert werden, dass das Wetter nie ganz „missraten“ ist; auch in den schlechtesten Jahren gab es ein paar sonnenreiche Tage. Den Gipfelpunkt der Freude bildet stets der Ausflug auf den Gurnigel, womit vor dem Brande jeweilen ein Besuch des Badetablissemments verbunden war. Die meisten Kinder kommen durch diesen Ausflug zum ersten-

mal so recht in die Alpenrosen hinein (Gipfelhöhe des Gurnigels 1500 m.), und wer weiss? für viele ist diese Gurnigelfahrt die einzige Alpenreise in ihrem ganzen Leben. Nicht umsonst freuen sie sich unbändig darauf, und das Wort: Wer sich nicht gut aufführt, geht nicht mit auf den Gurnigel! vermag die wildesten und übermütigsten Bürschchen in zahme Lämmer zu verwandeln. Die Tour bildet aber schon eine recht tüchtige Marschleistung, sodass nur etwa $\frac{2}{3}$ der Kinder — die grösseren und kräftigeren — mitgenommen werden können. Die Daheimbleibenden werden mit einem Ausflug auf die leichter zu erreichende Bütschelegg, oder mit einem kleinen Festmahl in Form von frischen Kirschen oder dergleichen entschädigt. Die Leitung des Gurnigelbades liess es sich jeweilen nicht nehmen, die ganze Gesellschaft im grossen Speisesaal zu bewirten, wo nach dem Essen zur grossen Freude der anwesenden Kurgäste ein lustiges Konzert anhub. Wenn die landwirtschaftlichen Arbeiten es erlaubten, so wurden die Ausflügler jeweilen von den allezeit freundlichen und dienstbereiten Vermietern der Kolonielokale im Dürrbach am Fusse des Gurnigels mit Fuhrwerk abgeholt. Das gab einen Jubel, wenn die Kinder, alpenrosenbekränzt, heimwärts fahren konnten! Seit dem Brande des Gurnigelbades wird nun das Längeneibad als Absteigestelle benutzt.

Dass unter solchen Umständen der Erfolg der Kur nicht ausbleiben kann, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Ein Kolonieleiter schreibt darüber: „Es war ganz erstaunlich, wie die Kinder, gekräftigt durch die sie umgebende Natur, durch die kräftige Nahrung und sorgfältige Pflege und Behandlung, neu aufzuleben anfangen. Manches, das kurz vorher eine schwere Krankheit durchgemacht, ging voller Genesung entgegen, die vielleicht unter den Verhältnissen, wie sie ihm zu Hause hätten geboten werden können, lange oder gar vergebens hätte auf sich warten lassen. Manche waren wirklich in einem ganz elenden Zustande hergebracht worden, sodass sie zwischen Tod und Leben zu schweben schienen; aber es zeigte sich bald, was rationelle Ernährung und reine Luft zu leisten im stande sind. Die bleichen Lippen röteten sich zusehends, die blassen, schmalen Gesichter fingen an, sich zu runden, und mit dem Körper kräftigte sich auch der Geist, das dumpfe Hinbrüten verwandelte sich bald in Fröhlichkeit, das stumme Beisammensitzen in lauten Sang und reges Spiel. Sie suchten selbst die Lehrerschaft zu immer grösseren Spaziergängen zu bestimmen. Die Stärkeren ermutigten die Schwächeren, und keines, auch das

Schwächste nicht, wollte hinter den anderen zurückbleiben. Während wir in den letzten Tagen den schwächsten aller Knaben, den man bei den ersten Spaziergängen oft heimtragen musste, noch im Walde zurückgeblieben glaubten, und man fürchtete, er habe vor



Kolonie Staudengasse bei Riggisberg.

Müdigkeit sich im Walde niedergesetzt, war er mit den Stärksten voran nach Hause geeilt und freute sich sichtlich darüber, dass man sich so arg an ihm getäuscht.“

In den Jahresberichten wird des öfteren konstatiert, dass bei allen Kindern nach Verlauf der 20tägigen Kur ein erheblich besseres Aussehen wahrgenommen werden konnte, und dass auch Kraft, Mut,

Lebenslust und Heiterkeit merklich zugenommen hatten. Kinder, die man anfangs sogar die Treppen hinauftragen musste und die man mit Mühe dazu brachte, eine Tasse Milch zu sich zu nehmen, machten am Ende der Kurzeit alle Spaziergänge mit und assen mit gutem Appetit. In den Marschleistungen wird eine sorgfältige Steigerung beobachtet. Die Kolonisten, welche zuerst von den halbstündigen Spaziergängen müde werden, gewöhnen sich nach und nach an grössere Marschleistungen und ertragen zuletzt mehrstündige Ausflüge mit Leichtigkeit.

Wenn das veränderte Aussehen und die vermehrte Spannkraft des Körpers und des Geistes jeweilen schon dem Koloniestpersonal auffällt, um wie viel mehr müssen sich die Angehörigen darüber wundern und freuen, welche das Kind während drei Wochen nicht gesehen haben! Da gibt es bei der Entlassung der Kinder manchen Ausruf der Überraschung, und es ist schon vorgekommen, dass eine Mutter ihr Kind ganz aufmerksam und ernsthaft betrachtete und fragte: „Bisch es eigetlich, oder bisch es nid?“

Am besten lassen sich diese Fortschritte statistisch feststellen durch die Wägungen, welche jeweilen am ersten und letzten Kolonietag vorgenommen werden (notabene bei allfälliger schlechter Witterung ein bequemer „Baselidang“, wie sich der Berner in eleganter Anwendung des französischen „passer le temps“ ausdrückt). Diese Wägungen haben fast regelmässig eine durchschnittliche Gewichtszunahme von 1—1½ kg. ergeben, und es sind immer einzelne Kinder, welche 3 kg. und mehr an Gewicht zugenommen haben. Die Zunahme des Körpergewichts ist zwar nicht der wichtigste Erfolg des Ferienaufenthaltes, und es ist gar nicht gesagt, dass dasjenige Kind, welches die grösste Gewichtszunahme aufzuweisen hat, überhaupt den grössten Erfolg in jeder Beziehung davongetragen habe. Aber, wie gesagt, es ist das einzige Mittel, einen Erfolg mathematisch zu messen und zu berechnen; alles andere: Stärkung des Herzmuskels und der Lunge, Verbesserung und Vermehrung des Blutes, Kräftigung der Muskeln und ganz besonders die Einwirkungen auf Geist und Gemüt, die erzieherischen Erfolge können weder gemessen noch gewogen werden und bilden doch den Hauptgewinn.

Es kommt auch äusserst selten vor, dass (mit Ausnahme von Verletzungen) während der Zeit des Ferienaufenthaltes Krankheiten entstehen, deren Vorbedingungen nicht schon vor dem Beginn der Kur vorhanden waren. Abgesehen von den Kindern, welche mit unheilbaren Leiden behaftet sind und absolut nicht in die Ferien geschickt werden sollten, gibt es immer solche, welche zu schwach

sind, um den jähen Kost- und Luftwechsel ohne Störung zu ertragen. Da zeigen sich dann regelmässig Halsentzündungen, Kopf- und Zahnschmerzen, Verdauungsstörungen, Augenentzündungen etc. Gewöhnlich aber verschwinden diese Störungen bald, wenn das Leiden nicht tiefer sitzt, und auch diese Kinder haben meistens noch einen schönen Kurserfolg aufzuweisen. Die einzige Krankheit, welche durch die Ferienversorgung hervorgerufen wird, ist das Heimweh; aber auch dieses verschwindet bald, wenn es nicht durch die Eltern mittelst wehleidiger Briefe und Sendungen unverständiger Art (Schleckzeug, Taschengeld etc.) oder gar durch unzweckmässige Besuche künstlich wachgehalten wird. Im Bericht von 1882 steht zu lesen: „Das Heimweh machte sich auch dieses Mal wieder geltend, verschwand aber nach 8 Tagen gänzlich. Ein kleines, schwächliches, zugleich verzärteltes Mädchen litt in den ersten Tagen sehr daran, dass es fast nichts ass und beständig weinte. Durch liebevolle Behandlung gelang es allmählich, dasselbe zu beruhigen. Am fünften Tage hörte das Weinen auf, das Kind ass und hatte das Heimweh überstanden. Das Aufsichtspersonal interessierte sich besonders um das Mädchen; wir glaubten, gewonnen Spiel zu haben und das Mädchen s. Z. den Eltern recht gekräftigt zurückbringen zu können. Aber o weh! Die Eltern hatten vom Heimweh ihres „Herzchäfers“ vernommen. Die Mutter liess dem Vater keine Ruhe, bis er mit dem Kinderwagen unter strömendem Regen den weiten Weg (4 Stunden) nach Hasli machte und das Mädchen abholte. Wir waren über diese Wendung so wenig erbaut, dass wir auf den Vorschlag des betreffenden Vaters, ein 15jähriges, gesundes Mädchen, das er mitgebracht, an Stelle des kleinen, kränklichen aufzunehmen, nicht eintreten wollten.“

Es kam auch hie und da vor, dass Kinder — Mädchen und Knaben — zu wenig an Zucht und Ordnung gewöhnt und ein geordnetes Leben nicht ertragend, heimlich ihr Bündelein schnürten und durchbrannten. In solchen Fällen war wohl eher die „Meisterlosigkeit“ schuld, als das Heimweh. Die letztere Krankheit wird normaler Weise von allen überwunden und zeigt sich um so seltener, je länger der Aufenthalt dauert. Das ist aber auch nicht zu verwundern, da sich alle Angehörigen der grossen Koloniefamilie aufs liebevollste mit solchen armen, geplagten Geschöpfchen abgeben. Die Mädchen bringen ihnen die schönsten Beeren, erzählen ihnen die lustigsten Geschichten und weisen ihnen beim Spiel die bevorzugtesten „Rollen“ zu; die Knaben verlegen sich darauf, sie durch drollige Possen und Purzelbäume zum Lachen zu bringen. Das muss wirken, besonders wenn

noch die Mutter Natur mit ihren Herrlichkeiten so nachdrücklich zu Hilfe kommt.

Das Beste zum Gelingen der Kur tut die kräftige, rationelle Kost, der ein gesunder, durch Bewegung und Aufenthalt in frischer Luft geschärfter Appetit entspricht. Morgens und abends wird Vollmilch und Brot gegeben, und zwar wird den Kindern davon ausgeteilt, so lange sie noch ein Verlangen darnach zeigen. Mittags wird vier Mal per Woche Fleisch verabreicht, dazu ein Gemüse. An den übrigen Tagen steht eine Mehlspeise mit dürrer Obst auf der Speisekarte. Als Zwischenfutter erhalten die Kinder vormittags und nachmittags ein Stück Brot. Das Aufsichtspersonal hat die gleiche Verköstigung; als Zugaben figurieren ein Glas Wein, eine Tasse Kaffee. Da die Verköstigung in Regie betrieben wird, so müssen alle Nahrungsmittel von der Ferienversorgungsleitung angekauft, und alle Lieferungen müssen kontrolliert werden. Da hat die Koloniemutter genug Arbeit, bis sie für jeden Tag die Vorräte und den Speisezettel bereit hat, um eine sechzigköpfige Familie zu ernähren und zufrieden zu stellen. Die Kosten sind bei dieser Art des Betriebes verhältnismässig gering. Vergleiche mit den Rechnungen auswärtiger Kolonien haben ergeben, dass die Kosten per Kind nicht halb so gross sind, wie anderwärts. Mit dieser Bemerkung sollen durchaus nicht etwa andere Verpflegungssysteme als geringwertig bezeichnet werden. Es soll nur darauf hingewiesen werden, dass die stadtbernische Ferienversorgung auf den Regiebetrieb angewiesen ist, wenn sie die gleiche Anzahl von Kindern in die Ferien schicken will, wie bisher. Müssten wir 2¹/₂ oder 3 Fr. per Kind ausgeben, so würde das zur Folge haben, dass wir nur die Hälfte oder gar nur einen Drittel der bisher berücksichtigten Kinder schicken könnten. Gegenwärtig können ungefähr 5 % der Primarschüler und 1 % der Sekundarschüler berücksichtigt werden. Mit der oben erwähnten Kostenerhöhung würden diese Zahlen eben entsprechend herabgedrückt.

Aus den ersten 15 Koloniejahren existieren genaue Berechnungen über die Kosten per Kind und per Tag:

Jahr	Gesamtkosten	Kolonisten	Kosten per Kind und per Tag
1879	1069.12	44	Fr. 1.20
1880	2128.31	100	„ 1.06
1881	3209.71	146	„ 1.09
1882	4133.45	183	„ 1.13
1883	3106.85	148	„ 1.08
1884	3167.51	153	„ 1.03

Jahr	Gesamtkosten	Kolonisten	Kosten per Kind und per Tag
1885	3105.50	155	Fr. 1.06
1886	2998.63	158	„ 0.95
1887	3418.91	155	„ 1.10
1888	4299.12	212	„ 1.01
1889	4583.98	214	„ 1.07
1890	5120.16	226	„ 1.13
1891	5947.12	278	„ 1.05

Von 1902 weg fehlen in den Jahresberichten die genauen Ausrechnungen der Kosten per Tag und per Kind. Diese stellen sich etwas höher, wenn man die Neuanschaffungen ebenfalls als Ausgaben in laufender Rechnung miteinbezieht. Wenn man aber, wie dies gewiss berechtigt ist, nur die Zinse dieser Anschaffungskosten in die laufende Rechnung nimmt, so ergibt sich, dass auch in den letzten 10 Jahren die Kosten ungefähr auf gleicher Höhe geblieben sind. Die Ausgaben betragen im Jahr 1904 für alle 8 Kolonien ca. 10700 Fr., wobei 1300 Fr. für Neuanschaffungen inbegriffen sind. Die Betriebskosten, ohne Neuanschaffungen, belaufen sich somit auf 9400 Fr. oder Fr. 1.04 per Kind und per Tag.

Für jede Kolonie wurden durchschnittlich ausgegeben: für Lebensmittel Fr. 730, für Mietzinse Fr. 135, für Fahrungen Fr. 75, für Arbeitslöhne Fr. 30 und für Ausflüge Fr. 35. Dazu käme noch ein kleinerer Posten für Brennholz und für „Verschiedenes“. Die Kosten für eine Kolonie können also per Jahr auf rund 1000 Fr. veranschlagt werden. Dabei sind jedoch die Neuanschaffungen nicht mitberechnet, sondern in dieser Summe sind nur die alljährlich wiederkehrenden Unterhaltungskosten inbegriffen.

Trotz der grossen Unterstützung, welche das Werk der Ferienversorgung von jeher gefunden hatte, empfand man es jedes Jahr bei der Auswahl der Kinder schwer, dass so viele, die auch eine Erholungskur nötig hatten, abgewiesen werden mussten. Man kam deshalb auf den Gedanken, die sogenannten Halbkolonien einzuführen. Dieselben bestehen darin, dass ein Teil der abgewiesenen Kinder während der Dauer des Ferienaufenthaltes, also während 20 Tagen, morgens und abends regelmässig mit Milch und Brot gespiesen wird. In dieser Kur wurde in den meisten Schulbezirken kuhwarme Milch verwendet. In den Jahren 1887 und 1888 wurde die Milchkur in der ganzen Stadt einheitlich durchgeführt und zwar übernahm der Hilfsverein die Kosten für die gleiche Anzahl von Kindern, die in die Ferien geschickt worden waren. Die daherigen Kosten betragen

per Jahr 776 Fr. In einzelnen Schulbezirken wurde die Zahl der Kinder vermehrt und der Kostenüberschuss aus Privatmitteln gedeckt. Während einer längeren Reihe von Jahren war es dem Hilfsverein nicht mehr möglich, die Sache an die Hand zu nehmen, und so wurde diese wohltätige Institution in einzelnen Schulkreisen wieder fallen gelassen; in den meisten wurde sie jedoch ohne Sukkurs des Hilfsvereins aufrecht erhalten. In den Jahren 1900 und 1901 konnte der Verein wieder je 1800 Fr. für diesen Zweck aufwenden, wofür 375 Kinder die Kur machen konnten. Durch Privatmittel wurden noch 100 weitere Kinder berücksichtigt. Im Jahre 1902 fehlten die Mittel leider wieder; es wäre jedoch zu wünschen, dass diese segensreiche Einrichtung, welche die Ferienversorgung wenigstens zu einem Teil ersetzen kann, erhalten bliebe.

Zum Schluss sei es gestattet, hier des Gründers der stadtbernischen Ferienversorgung, des am Weihnachtstage 1888 verstorbenen langjährigen Stadtpräsidenten von Bern, Oberst von Büren, zu gedenken. Seiner Initiative ist die Einführung der Ferienversorgung zu verdanken und seiner wohlwollenden Fürsorge das Anwachsen und Blühen des Institutes. So lange er lebte, fehlte er nie bei der Abreise und bei der Ankunft der Kinder, und er liess es sich nicht nehmen, sie jedes Jahr ins Gurnigelbad einzuladen und dort zu bewirten.

Es wären allerdings noch viele gemeinnützige Männer und Frauen zu nennen, die in liebenswürdigster Weise ihre Kräfte dem Gedeihen der Ferienversorgung gewidmet haben. Sie alle müssen ihren Lohn in dem Bewusstsein suchen, dass sie tausenden von armen Kindern eine Freude und eine Wohltat bereitet haben. Wenn den Kindern auch nicht alles geboten werden konnte, was ihnen nötig gewesen wäre, und nicht alles ersetzt werden konnte, was ihnen zu Hause abgeht, so hat die Ferienversorgung doch vieles erreicht, und bei jedem wenigstens eines: Sie hat ihm einen Lichtblick in sein düsteres Leben geworfen, der seine Leuchtkraft nicht so bald verliert.

Wenn dieser Bericht etwas lang geworden, so möge man dem Chronisten verzeihen; er wollte alles Wesentliche erwähnen, um dadurch vielleicht irgendwo den Gedanken der Ferienversorgung wachzurufen, oder da, wo das Werk schon eingerichtet ist, einen brauchbaren Rat oder Wink für eine rationelle Durchführung zu geben. Wenn ihm dies gelungen ist, so ist der Zweck dieser Arbeit erfüllt.
